

gogik (Hrsg.): Indikatoren und Qualität Sozialer Dienste im europäischen Kontext. Frankfurt am Main 2003a, S. 98-107
Hansen, Eckhard: Mythos und Realität sozialstaatlicher Aktivierungsideologien. Entwicklungstendenzen personenbezogener Sozialer Dienstleistungen in England und Deutschland. In: Dahme, Heinz-Jürgen u. a. (Hrsg.): Soziale Arbeit für den aktivierenden Staat. Opladen 2003b, S. 393-418

Health and Social Care Act 2003: Internet: www.opsi.gov.uk

Her Majesty Treasury: Spending Review 2002. Chapter 15: Department for Work and Pensions. Internet: www.hm-treasury.gov.uk/Spending_Review/spend_sr02/psa/spend_sr02_psa_dwp.cfm

Her Majesty Treasury: Comprehensive Spending Review 2007 (CSR07): Meeting the challenges ahead. Internet: www.hm-treasury.gov.uk/spending_review/spend_csr07/spend_csr07_index.cfm

Local Authority Social Services Act 1970: Internet: www.opsi.gov.uk

Lord Laming, Herbert: The Victoria Climbié Inquiry. London 2003

Merrick, Dave: Social Work and Child Abuse. Still walking the tight rope. London 2006

National Health Service and Community Care Act 1990: Internet: www.opsi.gov.uk

Payne, Malcolm: Social Work in the British Isles. London 2002

Prime Minister: Prime Minister's Review Adoption. A performance and innovation unit report. London 07/2000

Reder, Peter u. a.: Beyond Blame. Child abuse tragedies revisited. Hove 1993

Reder, Peter; Duncan, Sylvia: Lost Innocents. A Follow-Up Study of Fatal Child Abuse. London 1999

Reitemeier, Bob: Chief Executive of the Children's Society (registered charity). Internet: www.childrenssociety.org.uk

Sir Seebohm, Frederic: Report of the Committee on Local Authority and Allied Personal Social Services. HMSO (Her Majesty's Stationery Office). London 1968

Stanley, Nicky; Manthorpe, Jill (Hrsg.): The Age of the Inquiry. Learning and blaming in health and social care. London 2004

UNICEF: Child poverty in perspective. An overview of child well-being in rich countries. Innocenti Report Card 7. UNICEF Innocenti Research Centre. Florence 2007

Die vier Typen der Bearbeitung von Ausgrenzungserfahrung

Die Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt

Ingo Diedrich

Zusammenfassung

Wer sich ausgegrenzt sieht, bearbeitet diese Grenze. In der Arbeit mit ausgegrenzten Personen ist es sehr wichtig, die Bedeutung dieser Grenze und den Umgang mit ihr zu verstehen. In der Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt wurden auf der Basis zahlreicher narrativer Interviews vor allem mit gewaltkriminellen Jugendlichen vier Typen der Bearbeitung von Ausgrenzungserfahrung entwickelt. Diese Typen zeigen die Grenzen und Möglichkeiten, mit diesen Jugendlichen in Kontakt zu treten.

Abstract

Those who feel excluded will have to deal with boundaries of social exclusion. When working with people who have been excluded it is important to understand the exact extent of these boundaries. The study „Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt“ (the Halle Biographical Study on Youth Violence) outlines four ways of dealing with experiences of social exclusion, based on numerous narrative interviews with young people having committed acts of criminal violence. The description of these four ways includes indications as to the limits and possibilities of establishing contact with these youths.

Schlüsselwörter

Jugendlicher – Gewalttätigkeit – abweichendes Verhalten – Typologie – soziale Ausgrenzung – Biographie – Analyse

Einleitung

Egal, ob sie „Benachteiligte“, „Schulverweigerer“, „Kriminelle“ oder einfach „Ausgegrenzte“ genannt werden, die Arbeit mit Jugendlichen jenseits sozialer Grenzen gehört zum Kerngeschäft der Sozialarbeit. Diese Grenzen verweisen auf die Unterschiede zwischen der als normal angesehenen eigenen und der abweichenden Welt. Sie machen deutlich, was mit dem Gegenüber bearbeitet werden muss. Für das Gelingen einer Grenzarbeit ist zum einen die genaue Kenntnis der Bedeutung der Grenze für die eigene Person notwendig: Sollen Türen geöffnet, soll die Grenze eingerissen oder sollen die Jugendlichen in der ausgegrenzten Welt gestützt werden? Zum anderen ist es aber genauso wichtig, die Bedeutung der Grenze für das Gegenüber zu kennen. Die Arbeit mit jemandem, für den das Leben als „Outsider“ fester Bestandteil des Selbstbildes ist,

unterscheidet sich eklatant von derjenigen mit jemandem, der unter diesem Stigma leidet. Es ergibt keinen Sinn, ständig Türen zu öffnen, wenn die Person dies nur als Angriff auf die eigene Welt interpretiert. Dieser Aufsatz bietet mit seiner empirisch begründeten Typisierung ein Modell an, das den Zugang zu der Welt der Ausgegrenzten vereinfachen kann. Die Reaktionen auf die eigene Arbeit werden verständlicher und Wege einer gemeinsamen Grenzarbeit können besser erschlossen werden. Nach der kurzen Einführung in die Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt werden die vier Typen der Ausgrenzungsbearbeitung anhand von Beispielen anschaulich dargestellt.

Die Studie

Einige Jahre nach der Wiedervereinigung Deutschlands stieg die von Jugendlichen ausgehende Gewalt auf ein bis dahin unbekanntes Maß. Die Sanktionen und Resozialisierungsmaßnahmen führten häufig nicht zum gewünschten Resultat. Es gab große Wissenslücken im Umgang mit gewaltbereiten Jugendlichen. Eine Antwort bietet die breit angelegte „Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt“ (Diedrich 2003, Meyer 2001). Von 1993 bis 1998 wurden unter der Leitung von Professor Dieter Rössner zirka 55 autobiographische narrative Interviews in Sachsen-Anhalt mit meist gewaltkriminellen Jugendlichen geführt, transkribiert und analysiert. Die Interviews wurden vor allem in Resozialisierungsmaßnahmen, in der Untersuchungshaft und im Regelvollzug durchgeführt. Die justiziable Einordnung der Probanden und Probandinnen macht deutlich, dass sie am Ende der Degradierungsmöglichkeiten des Staates angelangt waren. Sie blicken alle auf eine lange Reihe von akkumulierten Ausgrenzungserfahrungen zurück.

Spätestens seit ihren Gerichtsverhandlungen wissen diese Gewalttäter und -täterinnen, dass sie als sehr problematisch gelten und sich ändern sollen. Sie kennen ihre ausgegrenzte Position und sind gezwungen, diese Erfahrung in ihr biographisches Erleben zu integrieren. Dementsprechend nimmt die Beschäftigung mit Ausgrenzungserfahrungen einen hohen Stellenwert in der biographischen Erzählung ein. In der Auswertung der Untersuchung konnten vier Typen von Ausgrenzungserfahrungen kontrastiert werden: äußerer Konflikt, innerer Konflikt, ausblendende Distanz und akzeptierende Distanz.

Äußerer Konflikt – Kampf

Das zentrale Merkmal des Typs „äußerer Konflikt“ (Diedrich 2003, S. 54-85) ist die Interpretation der erlebten Ausgrenzung als sozialen Konflikt. Die

Repräsentanten und Repräsentantinnen dieses Typs sehen sich in einem sozialen Problem verwickelt, in dessen Kern sich die ausgegrenzte Person und die sich in der gesellschaftlichen Normalität verortenden Personen und Institutionen gegenüberstehen. Die harte Grenze zwischen diesen Welten wird ständig definiert, an neue Erfahrungen angeglichen und nach außen verteidigt. Bildlich gesprochen erleben diese Jugendlichen die Grenze als eine Art Kampflinie. Diese Front markiert zum einen das eigene Hoheitsgebiet, zeigt gleichzeitig aber auch an, wo die Bedrohung für dieses Gebiet beginnt. Sie scheinen sich mit der Normalität in der Wahrnehmung der Grenze einig zu sein, aber sie konkurrieren um die Definition des Wertes der eigenen Position. Mit viel Energie wird ständig versucht, dem Fremdbild des defizitären und problematischen Jugendlichen ein stabiles positives Selbstbild entgegenzustellen. Alles andere käme einer grundsätzlichen Kapitulation der Persönlichkeit gleich. Sie sehen sich als eine Art Avantgarde im Kampf gegen eine verlogene und widersprüchliche Gesellschaft.

Ein Lebenslauf, in dem dieser Typ von großer Bedeutung ist, beginnt häufig in unauffälligen Familienverhältnissen. Innerhalb der Familie sieht sich die Person in einer Sonderstellung und somit werden soziale Probleme nicht als familiäres Kollektivschicksal interpretiert. Sowohl in der Familie als auch in Institutionen wie Kindergarten, Schule, Junge Pioniere oder Freie Deutsche Jugend (FDJ) sehen beziehungsweise sahen sich die Personen problematisiert und unter einen hohen Konformitätsdruck gestellt, dem sie nicht gerecht werden. Mit anderen schwierigen Kindern und Jugendlichen wird eine soziale Allianz der Ausgegrenzten geschlossen. Das, was woanders als problematisch gilt, wird hier zum verbindenden Merkmal. Individuelles Selbstbild und Gruppenselbstbild fließen ineinander. Nicht sie sind jetzt problematisch, sondern die falsche Interpretation dieses Merkmales durch die Normalität ist es. Es gilt die eigene Interpretation gegen die Verunsicherung von außen zu verteidigen.

Oskar zum Beispiel verbrachte seine Kindheit in einem Dorf und war das jüngste Kind der Familie. Als sich seine Eltern scheiden ließen, war er zirka elf Jahre alt und in seinen Augen der eigentlich Leidtragende. Seine Geschwister waren schon ausgezogen, er musste gegen seinen Willen bei der Mutter zurückbleiben. *Oskar* fiel in eine umfassende Verlaufskurve (Schütze 1995, S. 130), in der er insbesondere den Wegfall des männlichen Teils der Familie nicht einordnen konnte. Sein Leben zerfiel: auf der einen Seite der mütterlich geprägte Alltag und

auf der anderen Seite die männliche Freizeit mit Partys und Aktivitäten. Beginnenden Problemen in der Schule setzte er ein Leben mit Kumpels entgegen, die wie er „überhaupt keen Bock“ auf „Rasen-harken oder so‘ne Pisse oder was wes ich, ob Fah-nenappell oder so“ hatten. Aber auch aus dieser Gruppe wurde *Oskar* immer mehr herausgelöst. Zum einen wurden die Kumpels immer „spießeri-ger“ und zum anderen musste er mit seiner Mutter in die Großstadt ziehen. Sowohl den Vater als auch die Dorfkumpels sah er nur noch sporadisch am Wo-chenende. Stattdessen lernte er in der Stadt immer mehr Skinheads kennen, die den Platz der alten Kumpels einnahmen. Es kam zu heftigen Konflikten mit der Mutter und das Leben in der Szene wurde immer wichtiger. Die Integration in die Skinhead-szene war für ihn der biographische Rettungsanker. Hier erlebte sich *Oskar* wieder als handelnde Person und präsentierte sich im Interview quasi als Presse-sprecher, der „die ganze Ideologie und die Struktur, den Lebensweg“ verstanden hat.

Oskar wurde inhaftiert, weil er an einem Überfall beteiligt war, bei dem ein Punk getötet wurde. Das Leben im Knast erlebte er, umgeben von anderen Skinheads, als vorläufigen Höhepunkt seiner Inte-gration in die Szene. Nach der Initiationstat hatte er nun den Schritt vom Mitläufer zum Insider vollzo-gen. Durch die Inhaftierung bestätigten ihm dies auch die Institutionen der Normalität. Heftig musste er aber deren Versuch, ihn zum „Abschaum“ zu machen, widersprechen. Vereinfacht betrachtet war *Oskars* soziale Verortung von zwei Perspektiven bestimmt. Zum einen gab es die klare Abgrenzung der Gruppen und Personen, die nicht zu ihm gehör-ten, die er selber ausgrenzte (B). Zum anderen über-nahm er die Perspektive der Normalität und unter-schied zwischen normal (2) und abweichend (1). Daraus kann ein Koordinatenkreuz entwickelt wer-den, das die Perspektiven grob veranschaulicht:

Eingrenzen (A)	Ausgrenzen (B)	
Skinheads	Linke	abweichend (1)
	Ausländer, Kriminelle	
Familienmit- glieder	Gericht, Medien	normal (2)
	Spießer	

Oskar positionierte sich eindeutig und positiv in Feld A1. Auch die Familienmitglieder (A2) wurden eingegrenzt, obwohl sie anders sind als er. Schwie-riger ist die Beziehung zu den anderen Feldern. Das größte Spannungsverhältnis besteht zum Feld B2. Er sah sich hier mit zwei sich überlagernden Ebenen

konfrontiert. Die Personen und Institutionen erschie-nen ihm nicht eindeutig, sondern doppelbödig. Auf der grundlegenden Ebene der Wertvorstellungen und Überzeugungen wäre eine Grenze zwischen den Skinheads und der Normalität (Ebene 2) aus seiner Sicht überflüssig. Auf dieser Ebene stimmten sie überein. Es gäbe eine große handlungsfähige Ge-meinschaft, zu der auch *Oskar* als Skinhead gehören würde. Über diese Ebene hatte sich aber eine zweite gelegt, die die grundlegenden Orientierungen per-vertierte und zur Distanz mit den Skinheads führte. Dies drückt sich in der Selbstwidersprüchlichkeit in diesem Bereich B2 aus, die er immer wieder hervor-hob: Obwohl Meinungsfreiheit gilt, kommen Skin-heads in den Medien nicht zu Wort; obwohl der Richter gerecht sein soll, wurde er bei der Scheidung von seinem Vater getrennt. Als einziger von seinen Kumpels ist er jetzt inhaftiert, obwohl auch die Re-präsentanten der Normalität etwas gegen „die Aus-länder“ haben, tut niemand etwas gegen sie.

Mit „dem Älterwerden“ bestand für *Oskar* eine große Gefahr, aus dem eindeutigen und handlungsfähigen Bereich A1 in den doppelbödigen und handlungs-unfähigen Bereich B2 abzurutschen. Die ehemaligen Dorfkumpels taten dies mit ihrer Orientierung auf die Arbeitswelt und die eigene Familie. Entgegen dem ambivalenten Verhältnis zu Feld B2 war *Oskars* Beziehung zu den Personen in B1 eindeutig ableh-nend. Doch muss hier zwischen „den Linken“ und „den Ausländern“ differenziert werden. Die Linken, wie die Punks, Autonomen und so weiter, sah er als „Jugendbanden“, die wie die Skinheads an den Rand der Gesellschaft gedrängt waren. Der wesent-liche Unterschied zu diesen bestand für ihn im „fal-schen Kult“. Die seien „dumm“ und nähmen Drogen und letztlich könne man sich mit denen nur gewalt-tätig auseinandersetzen. Es handelte sich in seinen Augen um einen Kampf unter Gleichen, der in einer Jahrhunderte alten Tradition stehe.

Ganz anders sprach *Oskar* über Ausländer. Sie über-nahmen eine diabolische Rolle: Sie brächten die Kri-minalität ins Land, sie nähmen keine Drogen, son-dern verkauften sie, sie seien letztlich für die Perver-sion der Normalität verantwortlich. „Die Ausländer“ seien nicht dumm wie „die Linken“, sondern zerset-zen mit ihrem Schmutz die Ordnung. Wenn *Oskar* etwas gegen die Doppelbödigkeit der Normalität und somit gegen die Degradierung der Skinheads tun wollte, musste er sich gegen „die Ausländer“ wenden. Auch hier sah er sich als Kämpfer. Aller-dings ähnelte seine Sprache in Bezug auf Ausländer und Ausländerinnen eher dem Kampf gegen „zu vernichtende Krankheitserreger“.

Wie bei *Oskar* trifft man beim äußeren Konflikt häufig auf den selbstgerechten Tonfall des zu unrecht Gedemütigten. Ausgrenzung wird vor allem als Degradierung erlebt, meist ohnmächtig erlitten und erst durch Integration in die Gruppe uminterpretiert. Die Gruppenmitglieder sehen die ständige Gefahr der Destabilisierung dieser Identität und argumentieren entsprechend aus der Defensive. Sie haben etwas zu verlieren und müssen sich gerade aufgrund der Sanktionen mit dieser Bedrohung auseinandersetzen. Das positive Selbstbild wird zu einem großen Teil in der Abgrenzung zur Normalität entwickelt und durch ausgeprägte sinnstützende Modelle fundiert. Diese Ideologien thematisieren vor allem die Richtigkeit der eigenen Verortung in der ausgegrenzten Gruppe und somit auch die Falschheit der Normalität (Goffman 1975, S. 140-143). Die Definition der Grenze zwischen beiden Bereichen ist entscheidend für die eigene Identität.

Gewalt ist im äußeren Konflikt Kennzeichen einer handlungsfähigen Person, die sich zu wehren weiß und sich sozial verantwortlich zeigt. Dies gilt, ob der „Klassenkampf“ zwischen rechts und links vorangetrieben oder die Gesellschaft von „den Ausländern“ befreit werden soll. Gewalt wird vom „Image des ‚Landers‘, des Soldaten von anno dazumal“ (Find-eisen; Kersten 1999, S. 142, 143) getragen. Jugendliche, die ihre Ausgrenzung im Sinne des äußeren Konfliktes interpretieren, befinden sich im Kampf. Dies ist bei den Gewalttätern durchaus wörtlich zu nehmen. Interviews mit nicht gewalttätigen Punks zeigen aber, dass die Gewalt nicht zwingend notwendig ist. Auch sie verteidigen ihre Grenze aus einer vermeintlichen Defensive mit viel Engagement.

Die Beziehung zu dem, was als Normalität angesehen wird, ist sehr ambivalent. Zum einen besteht eine große Sehnsucht nach der umfassenden Einheit, nach dem Ende der Notwendigkeit des Kampfes. Auf der anderen Seite blicken die Jugendlichen mit Verachtung auf diese „Spießer“, die den eigentlichen, richtigen und harten Weg des Lebens verlassen haben. Jede Einflussnahme von außen steht somit unter Verdacht, auch sie in diesen Sumpf ziehen zu wollen. Sie wird als umfassender Angriff auf die eigene Identität erlebt, sie zu zwingen, sich wieder als defizitär zu begreifen und entsprechend zu verunsichern. Dieser Typ bietet nur wenige Ansatzpunkte der Integrationsarbeit. *Oskar* ging davon aus, dass er immer ein Skinhead bleiben wird, dass er aber auch eine Frau und Kinder haben möchte und dann nicht mehr die Szene durch seine Gewalttätigkeit unterstützen kann. In diesem Spannungsfeld sah er seinen Lebensweg.

Innerer Konflikt – Zerrissenheit

Normalität und Abweichung werden in diesem Typ (Diedrich 2003, S. 86-116) mit eigenen Persönlichkeitsanteilen identifiziert, die sich konflikthaft gegenüberstehen. Die eigene Identität wird als widersprüchlich erlebt. Jugendliche dieses Typs sind verunsichert und suchen nach Orientierung. Innere Irritation und ein negatives Selbstempfinden sind wichtige Aspekte ihres Selbstbildes. Sie sehen sich unter großen Belastungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlen. Die Grenze erscheint hier nicht als Kampflinie, sondern eher als eine schmerzhaft Wunde, als ein Schnitt im eigenen Fleisch. Anstatt dass sie sich wieder schließt und Heilung eintritt, scheint sie sich immer weiter zu öffnen. Noch ist es möglich, hin- und herzuspringen, aber die Trennung wird immer deutlicher. Dieses Hin und Her über die Grenze ist die bestimmende Bewegung in diesem Typ. Die Grenze umschließt nicht ein auszuweidendes Gebiet, sondern sie zerreißt es. Nicht die Stabilität der Grenze, sondern die Auflösung derselben ist Ziel heftiger Aktivitäten. Erst nach dieser Arbeit ist eine eindeutige Verortung möglich.

Die Jugendlichen dieses Typus erzählten differenziert und ausführlich von ihrem Leben. Wie im äußeren Konflikt geben sie vor, sowohl die Welt der Normalität als auch die davon abweichende zu kennen. In der Narration wechselten sie häufig die Perspektive, wobei sie sich in den eher argumentativen Teilen stark an den vermuteten Erwartungen der Normalität orientierten. Dann gingen sie häufig auf Distanz zum eigenen Verhalten und analysierten ihr „Scheiße-Bauen“. Sie sind zerrissen und von Ambivalenzen geprägt und boten eine entsprechend spannende biographische Erzählung. Beide Konflikttypen stammen aus weitgehend unauffälligen Familien, leben zumindest zeitweise in Jugendsubkulturen und begehen oft mit anderen Personen Gewaltverbrechen, für die sie entsprechend sanktioniert werden.

Aber während beim äußeren Konflikt die starke In-Group-Ausrichtung auffällt, wird hier viel häufiger die Herkunftsfamilie thematisiert. Während dort die eindeutige und positive Verortung als Outsider betont wird, steht hier die eigene Zerrissenheit und Ambivalenz im Vordergrund. Die Ausgrenzungserfahrungen erscheinen bei diesem Typ nicht als sozialer Konflikt, sondern als ein individuelles Problem. Die Probandinnen und Probanden sahen sich als in normalen oder sogar privilegierten Familien aufgewachsen. Hinsichtlich der emotionalen Bindung zu den Eltern fühlten sie sich unsicher. Sie konnten die Zuneigung der Eltern oft nicht spüren

und gingen davon aus, dass diese von ihrem Wohlverhalten abhängt. Sie wollten die Nähe zu den Eltern, konnten aber die entsprechenden Bedingungen nicht erfüllen. Die Familie war den Jugendlichen wichtig, aber diese Beziehungen waren immer fragil. Ein Problem der Jugendlichen war, dass sie ihren Eltern trotz ihrer unguten Gefühle nichts Konkretes vorwerfen konnten. Allenfalls deuteten sie an, dass die Erziehung eventuell zu nachgiebig oder die materielle Versorgung zu gut gewesen sei.

Den Eltern wird eine hohe Problemlösungskompetenz zugeschrieben, sich selbst erleben die Jugendlichen als problematische Persönlichkeiten. Die Distanz zu den Eltern ist Ausdruck ihrer Schwäche (Rössner u. a. 1997, S. 411 f.). Die Integration in die Peergroup führt also nicht zum positiven Selbstbild. Doch hier kennen sie sich aus und hier werden Problemlösungsstrategien angeboten, die der eigenen Schwäche entsprechen. Dies ändert nichts daran, dass der eigentliche Orientierungsrahmen der die Normalität repräsentierende Entwurf der Eltern ist. Sie passen weder in die Welt der Normalität noch fühlen sie sich tatsächlich bei den Peers zu Hause.

Harry (siehe auch *Diedrich* 2001) war zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre alt. Er wirkte sehr reif und sein äußerst gepflegter Kinnbart unterstrich seine individuelle Note. *Harrys* sozialer Nahraum war in seiner Kindheit von starken Ungewissheiten geprägt. So litt er unter den ständigen Umzügen, die sich aufgrund der Berufe der Eltern ergaben. Er musste sich immer wieder neue Freunde suchen und auf neue Schulen einlassen. Positiv bemerkte er dazu, dass er so gelernt habe, sich schnell anzupassen. Trotzdem kam es zu auffälligem Verhalten, das er ausführlich als sein Fehlverhalten schilderte. Die Reaktionen der Eltern bleiben unverständlich. Sie hätten „och relativ wenig dazu gesagt“, „also im Prinzip gar nüscht eigentlich“. Anders erlebte er die staatlichen Institutionen. Hier wurde er klar sanktioniert, aber eben auch unterstützt. Hier erlebte er eine klare Struktur, in der er sich auch engagierte. Junge Pioniere und FDJ erlebte er als Organisationen, die von einem Zusammenhalt getragen wurden. Die Anforderungen der Strukturen waren eindeutig: er sollte sich ihnen anpassen. „Da konntest du gar nichts anderes denken, weil es gar nichts anderes gab. Drum eben das war einfacher.“ Spätestens ab der achten Klasse war ihm seine Lebensplanung klar: Nach der Schule, den Pionieren und der FDJ wollte er zur Nationalen Volksarmee (NVA) gehen, dort eine KFZ-Lehre machen, dann die Ausbildung zum Unteroffizier „und dann hab ich meine Ruhe bis ebend meine Tage beendet sind“.

Die Verwirklichung dieser Pläne wurde wenig später durch die Wiedervereinigung verhindert. Die Eltern konnten sich den neuen Bedingungen gut anpassen, boten ihm aber nicht den notwendigen Halt. Die Bundeswehr schickte ihm einen ablehnenden Bescheid und zerstörte damit seinen Lebensentwurf. Seine Fähigkeit, sich in eindeutigen Strukturen einzuordnen, war nicht mehr gefragt und er war mit den neuen Anforderungen überfordert. Für den 16-jährigen *Harry* war die Wende ein „Schock“, „da bricht 'ne Welt zusammen“. Der Kontrast der folgenden fünf Jahre zu seinem ursprünglichen Lebensentwurf konnte kaum größer sein. Er fing eine Lehre an, integrierte sich in eine rechte Skinheadszene, von der er sich wieder löste, riss von zu Hause aus, hatte mehrere Freundinnen, machte mehrere Hilfsarbeiterjobs, schloss sich in der Großstadt anderen Skinheads an, beging mehrere Straftaten und kam zweimal in Untersuchungshaft.

In der Szene ordnete er sich anfänglich gern der Autorität der älteren Jugendlichen unter. Hier galt: „Wenn du mitmachen willst, dann musst du dir die Haare rasieren, Stiefel anziehen, dann kannst du mitkommen, so ungefähr.“ Diese Anpassung führte aber eben nicht zur Anerkennung durch die Normalität. *Harry* wollte kein Außenseiter sein. Er war hin- und hergerissen, spürte die Ablehnung der Normalität, fühlte sich aber auch bei dieser rechten Szene nicht wohl. Als ersten Schritt der Entgrenzung reduzierte er die rechten Erkennungsmerkmale, betonte die Einschlussfähigkeit der Musik und Partys und das Gemeinschaftserleben der verschiedensten Jugendlichen. Er distanzierte sich vom hässlichen Bild des Neonazis und verwies auf seine Freunde aus Mozambik und aus der Szene der Autonomen und Punks. Es gab immer wieder Zeiten, die er bei seinen Eltern verbrachte und in denen er versuchte, wieder an seinem alten Lebensentwurf anzuknüpfen. Er war aber „leicht zu verleiten“, und so ging „der ganze Zirkus wieder los“. Dieser persönlichen Schwäche schien er ausgeliefert. Ähnlich erlebte er seine Gewalttätigkeit: So führte er in einer triebtheoretischen Erklärung gerade seine lange Gewaltabstinenz als Begründung an. Er habe fast zweieinhalb Jahre keine Straftat begangen und in dieser Zeit „stau“ sich einiges im „Unterbewusstsein“ an. Wenn er dann ein „Blackout“ hatte, entlud sich „die ganze Energie und der ganze Frust“ und er „flipped voll aus“. Er konnte durch Alkohol- und Drogenabstinenz den „Blackout“ verhindern, aber das habe nur den inneren Druck erhöht. Die Verbindung zum Unbewussten wurde noch dadurch verstärkt, dass er vorgab, sich an die Gewalttat nicht erinnern zu können. Er wurde für etwas verantwortlich gemacht,

das er zwar getan hatte, an dem er letztlich aber nur passiv beteiligt war. Entsprechend äußerte er: „Mir passiert eben sowas wie eben jetzt was ich gemacht habe nur ...“. Die Gewalt erschien ihm nicht als Kampf. Sie hat in diesem Typ einen viel stärkeren expressiven Charakter: Sie ist Ausdruck des inneren Konfliktes selbst.

Stefan, ein weiteres Beispiel, sah sich selbst als Schläger und musste den anderen und sich selbst ständig diese Identität belegen. „Wie kommst du weiter? Wie hast du deine Ruhe? Das ist ein Teufelskreislauf. Um Ruhe zu haben, musst du Unruhe schaffen. Ist Unruhe da, haste aber nicht deine Ruhe. Verstehen Sie?“ Er schickte seine Freundin häufig los, jemanden an der Bar „anzumachen“. Dies provozierte ihn dann so sehr, dass er sowohl seine Freundin schlug, als sich auch mit dem Jugendlichen an der Theke prügelte. Je mehr *Stefan* in dieser Welt an Ansehen erlangte, desto mehr verlor er die Zuneigung der Normalität. Ihm war dieser Widerspruch durchaus bewusst. So fragte er sich, ob es sinnvoll ist, vor Gericht Reue zu zeigen: Das hätte seinem Ansehen als hartem Schläger geschadet, ihm aber ansonsten durchaus „Punkte“ gebracht.

Im Gegensatz zu den anderen Typen können diese Jugendlichen auf Distanz zu ihren Taten gehen und sie entsprechend reflektieren. So kommt durchaus auch Scham zum Ausdruck und die Grausamkeit ihres Verhaltens kann in Ansätzen als solche thematisiert werden. Anders als beim äußeren Konflikt werden hier beispielsweise Reintegrationsmaßnahmen nicht als grundsätzlicher Angriff interpretiert. Die Normalität wirkt vielleicht in vielen Lebensbereichen inkompetent, aber dies erweckt kein prinzipielles Misstrauen. Die Jugendlichen misstrauen eher sich selbst. Sie suchen die Anerkennung durch die Normalität und stehen Angeboten zur Integration grundsätzlich positiv gegenüber. Dies bietet Möglichkeiten, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie in den devianten Subkulturen die Anerkennung und emotionale Nähe bekommen, die sie in der Normalität nur selten erfahren. Gerade aufgrund ihrer Individualisierung haben sich diese Jugendlichen meist in der Szene besonders hervorgetan, sich eine „bad reputation“ zugelegt und sich an einen hohen, häufig illegal erworbenen materiellen Standard gewöhnt. In der Normalität stehen sie dagegen ganz unten auf der Beliebtheitskala. Die Eltern sind enttäuscht und im öffentlichen Raum haben sie als Vorbestrafte nur geringe Chancen, ihr Ansehen aufgrund von materiellen Gütern aufrechtzuerhalten. Trotzdem bietet dieser Typ die besten Zugangsmöglichkeiten von außen.

Ausblendende Distanz – Rückzug

Im dritten Typ (*Diedrich* 2003, S. 117-131) treffen zwei Welten aufeinander, die jeweils Anspruch auf Normalität erheben. Dieser Konflikt wird aber nicht ausgetragen. Vielmehr ziehen sich die Jugendlichen in die ausgegrenzte Welt zurück, eine gesellschaftliche Normalität wird weitgehend ausgeblendet. Sie erscheint als fremder Teil der Gesellschaft, der wenig mit der eigenen Person zu tun hat. Die eigene Welt bleibt eindeutig und in sich stimmig. Die Grenze zur Normalität säumt hier ein großes Gebiet ein, das so groß ist, dass diese Einsäumung außer Acht gelassen werden kann. Es erscheint als unendlich, umfassend und unhinterfragt. Vorstellungen von der Einsäumung oder gar vom Gebiet jenseits der Grenze sind völlig überflüssig und dementsprechend vage. Falls es wider Erwarten zu einem Kontakt mit dieser Einsäumung kommt, ist die Entfernung von diesem Ort der einzig sinnvolle Weg. Dies erscheint nicht als Zeichen der Schwäche, sondern als sehr konstruktiv in Bezug auf die eigene Stabilität. Die starke Innenorientierung hängt nicht mit der Abgrenzung von einer Außenwelt zusammen, sondern mit der Aufrechterhaltung des Glaubens an die Unendlichkeit des eigenen Gebietes. Am stabilsten ist die eigene Orientierung, wenn die Normalität gar nicht wahrgenommen werden muss, wenn sie ausgeblendet werden kann.

Sanktionen der Normalität interpretieren diese Jugendlichen nicht als Reaktion auf ihr Fehlverhalten. Ihr Fehler ist nicht, dass sie eine Regel brechen, sondern, dass sie in Kontakt mit dieser nicht zu ihnen gehörenden Welt geraten sind. Diejenigen, die entsprechend der ausblendenden Distanz ihre Ausgrenzungserfahrungen interpretieren, sind oft in einer marginalisierten Familie aufgewachsen. Das dort vermittelte Leitbild beinhaltet Anpassung an diese abgegrenzte Welt und nicht die Entwicklung einer ausgeprägten Individualität. Das Leben im sozialen Nahraum hat dabei einen zentralen Stellenwert. Außenkontakte mit ihren entsprechenden Rollendifferenzierungen erscheinen als störend. Auch wenn dieser Nahraum langsam erweitert wird, so bleiben die hinzukommenden Kontakte nur Anhängsel zur Herkunftswelt. Die Freunde kennen die Regeln der Familie und treten zu diesen nicht in Konkurrenz. Die Normen sind für die Jugendlichen in hohem Maße generalisiert. Diese Welt ist für sie die umfassende Normalität. Die Eindeutigkeit im äußeren Konflikt ist Ausdruck einer intensiven Auseinandersetzung mit der Normalität. In der ausblendenden Distanz ist die Grenze der eigenen Welt demgegenüber dort, wo das Fremde beginnt. Diese Jugendlichen setzen sich eben nicht mit der fremden Nor-

malität auseinandersetzen und lassen sich nicht irritieren.

Jack wurde 1979 in einer Kleinstadt geboren und hatte sich bis zum Zeitpunkt des Interviews (1995) kaum mehr als 30 Kilometer von dort entfernt. Als er „ganz klein war“, lebte er mit seiner Schwester bei seinen Eltern, die sich ungefähr zur Zeit der Einschulung scheiden ließen. Er zog mit sein Vater und seiner Schwester zur Großmutter. Sie wurde zur wesentlichen Bezugsperson, die auch den Alltag strukturierte. Er sah sich dort als „braven“ Jungen. In diese Zeit fielen zwei Heimaufenthalte. Zurück im Heimatort fing er an, die Schule zu schwänzen, in die er im Alter von 14 Jahren schließlich „gar nicht mehr gegangen“ ist. In diesem Alter erfolgte eine Wende in seiner Biographie: Die Großmutter zog aus und er begann mit Freunden auf der Straße zu leben. Zwei Jahre später wurde er wegen Raubes inhaftiert. Von seinem sechsten bis zum 14. Lebensjahr lebte *Jack* in der ihn bestimmenden Familienkonstellation, in der die Großmutter die Mutter ersetzte. Interessant ist der Status des Vaters. Er sah ihn weiterhin als Vater, aber in Bezug auf die Großmutter hatte er nun einen großen Bruder. Der Vater war für *Jack* achtbarer Experte für die Männerwelt. Er hatte nur sporadisch Arbeit, ging mit seinem Sohn in die Kneipe, betrank sich und traf sich mit seinen Freunden im Park. Die Freunde des Vaters waren auch für *Jack* gute Bekannte.

Körperliche Auseinandersetzungen wurden als Kommunikationsform regelrecht eingeübt: „So, phh ... Entweder hat er gesagt: ‚Kannst dich wehren‘. Da haben wir uns hingestellt, alle beide, ja dann hab ich erst mal eine gekriegt. Das hat geflattert.“ Der Vater erschien nicht als brutaler Schläger, sondern als ein harter Lehrmeister des Lebens. Die Schmerzen und Demütigungen der häufigen Misshandlungen wurden zur notwendigen Voraussetzung, im harten Leben zu bestehen: „... bin ich eigentlich froh darüber. Halte ich jetzt ein bisschen mehr aus. Wenn mir jetzt so einer ins Gesicht schlägt, krieg ich das gar nicht mehr so richtig mit.“ Neben der Gewalt lernte *Jack* noch eine weitere Form kennen, sich in Konfliktsituationen zu verhalten: den aufrechten Rückzug. Da sich *Jack* in der Schule nicht beteiligte, wurde der Vater mehrfach zu Elterntreffen eingeladen. „Einmal ist er hingegangen. Da haben sie irgendwas erzählt, was er schon lange wusste.“ Der Vater brach den Kontakt zur Schule ab. Ähnlich verhielt er sich beim Arbeitsamt und gegenüber Vertretern des Jugendamtes. Für *Jack* verließ er die Szene als Held, der alles, was in seiner Macht stand, getan hatte, aber kein Gehör fand. Rückzug

ist eine wohlbegründete Reaktion. Wichtiger als sich mit uneinsichtigen Personen zu streiten ist es, sich auf das eigene Referenzsystem zu konzentrieren.

Durch die Übernahme der Mutterrolle wurde die Großmutter für *Jack* zur zweiten signifikanten Person. Zu ihr drückte er auch seine gefühlsmäßige Nähe aus. Sie weckte ihn, versorgte ihn und schickte ihn zur Schule. Sie war es, die die Wohnung sauber hielt und durch Putzjobs Geld in die Familie brachte. Während diese weibliche Seite durch Geborgenheit, Ruhe und Struktur bestimmt war, wurde die männliche Seite durch heftige Erlebnisse geprägt. Nach dem Auszug der Oma wurde deutlich, dass die männliche Seite die Familie allein nicht stabilisieren konnte. *Jack* bewegte sich zunehmend im Kreis seiner Freunde. Dies bedeutete aber keinen Bruch mit dem Vater oder gar eine Auflehnung gegen die Herkunftswelt. Es war vielmehr eine Verwirklichung der erlernten männlichen Anforderungen. Dieses Leben war aber nun nicht mehr in eine weibliche Welt eingebunden. Die Erlebnisse mit den Freunden standen völlig im Vordergrund: „Eigentlich nur Spaß gehabt, die ganze Zeit. War immer lustig gewesen.“

In den heldenhaften Inszenierungen erlebte er sich als handelndes Subjekt, das wie sein Vater eine schlimme Situation nicht hinnahm, sondern mit ein paar „schlagenden Argumenten“ klärte. Er war weder der brutale Gewalttäter, der die Gewalt um ihrer selbst willen oder des Spaßes wegen beging, noch jemand, der aus übergeordneten politischen Motiven handelte. Seine Gewalt fand im Alltag statt und entwickelte sich aus alltäglichen, konkreten Situationen. Eine seiner Anekdoten bezog sich auf die Schule: *Jack* bekam die gerichtliche Auflage, wieder zur Schule zu gehen. Dort wurde ihm aber klargemacht, dass er sich umziehen und die Kumpels weg-schicken sollte. Er sah das nicht ein, überlegte, ob er den Direktor aus dem Fenster werfen sollte und verließ die Schule wieder.

Im Gegensatz zu den Konflikttypen hatte *Jack* kaum Wissen von der Gegenseite. Er konfrontierte die fremde Welt mit seinem in seiner Welt angemessenen Auftreten. Da dieses Verhalten nicht zu einem entsprechenden Effekt führte, zog er sich von dieser Welt zurück. Sein Rückzug wurde nicht von Selbstzweifeln, sondern von Größenphantasien begleitet. Es ging darum, sich in der eigenen bekannten Welt sicher zu bewegen und sich nicht von fremden Einflüssen irritieren zu lassen. Als *Jack* nach einer Gewalttat inhaftiert wurde, distanzierte sich zu seiner Überraschung der Vater von ihm, indem er ihm nicht die Gewalt vorwarf, sondern dass er im öffentlichen

Bereich auffällig wurde. Es ging nicht darum, sich an den in der Normalität gültigen Regeln zu orientieren, sondern der Konfrontation mit ihr aus dem Weg zu gehen: nicht Integration, sondern Separation. Die staatlichen Sanktionen zeigten dem Vater, dass der Sohn dies noch nicht verstanden hatte.

Die weitgehende Bruchlosigkeit im sozialen Nahraum unterscheidet diesen Typ von den Konflikttypen. Bei beiden besteht eine Distanz zur Welt der Herkunftsfamilie, die beim äußeren Konflikt von einem bestimmten Punkt an aktiv gestaltet, beim inneren Konflikt eher erlitten wird. Das provozierende Auftreten im äußeren Konflikt ist in der ausblendenden Distanz kontraproduktiv. Die Jugendlichen lernten körperliche Auseinandersetzungen und Schädigungen als festen Bestandteil ihrer Welt kennen. Wie alles andere, so ist auch die Gewalt hier nicht erklärungs- oder gar rechtfertigungsbedürftig – sie ist einfach da. Auch wenn die Jugendlichen selbst unter dieser Gewalt leiden, wird sie doch nicht ernsthaft hinterfragt. Sie ist eine wichtige Ressource für den Mann, die es zu nutzen gilt, und ein notwendiges Mittel, den Alltag mit seinen Konflikten und Problemen zu bearbeiten. Sie ist nicht Ausdruck eines sozialen Kampfes wie im äußeren Konflikt und auch nicht expressiver Ausdruck innerer Spannungen wie im inneren Konflikt. Sie ist nicht begründenswerte Normalität. So fallen diese Jugendlichen weniger durch exzessive Prügeleien mit besonderen Grausamkeiten auf und auch die gruppenorientierte, aktionsbetonte Auseinandersetzung mit anderen Jugendgruppen kommt hier weniger vor. Typischer ist der Raub. Gewalt hat einen hohen instrumentellen Charakter.

Für Einflussnahmen auf die gewalttätigen Jugendlichen von außen ist von besonderer Bedeutung, dass es hier im Gegensatz zu den Konflikttypen kein Interesse an der gesellschaftlichen Normalität gibt. Die umfassende Abschottung deutet auf die große Schwierigkeit hin, überhaupt einen Kontakt von außen zu diesen Jugendlichen aufzubauen. Schon die Vorstellung einer Alternative zur eigenen Welt ist ihnen fremd. Ein kritischer Dialog zwischen den Welten würde so völlig ins Leere führen. Der Jugendliche würde sich nur befremdet in die eigene Welt zurückziehen. Grundsätzlich muss gesagt werden, dass die Möglichkeiten von außen sehr gering sind. Wie im äußeren Konflikt müssten die Jugendlichen nicht nur einzelne Orientierungen aufgeben, sondern zentrale Vorstellungen ihrer eindeutigen Identität. Sie haben sehr viel zu verlieren und was die Normalität ihnen als Alternative anbietet, ist nicht sehr überzeugend. Mit fortschreitender Sozialisation wer-

den diese Personen in der Regel nicht mehr besonders auffällig sein. Sie lernen, den Kontrollinstanzen der Normalität aus dem Weg zu gehen. Das heißt aber nicht, dass sie nicht mehr gewalttätig sind, sondern nur, dass diese Taten im für die Normalität unsichtbaren Raum stattfinden.

Akzeptierende Distanz – Schicksal

Auch in dem Typ akzeptierende Distanz (*Diedrich* 2003, S. 132-152) spielt die Separation eine große Rolle. Die Grenze zur Normalität hat dabei den Charakter eines unüberwindlichen Grabens. Die Trennung wird als schicksalhaft gesehen und hingenommen. Im Gegensatz zur ausblendenden Distanz gilt es hier als sinnvoll, den Graben und somit auch die Gegenseite zu verstehen. Es gibt keine Flucht vor dieser Grenze, aber im Gegensatz zu den Konflikttypen wird auch nicht versucht, sie anzugehen. Der Graben ist eine Demarkationslinie, die wahrgenommen, aber nicht bearbeitet wird. Es geht darum, in dem statisch begrenzten Raum seinen eigenen Weg zu finden und diesen zu gestalten.

Der umfassende Ausschluss aus der Normalität und ein klares Wissen um den Ausschluss ist zentrales Kennzeichen der eigenen Welt. Die Jugendlichen nehmen für sich die Position des „Outlaws“ in Anspruch. Sie müssen ihr Verhalten nicht vor der Normalität legitimieren, sondern überprüfen, inwieweit es den spezifischen Bedingungen ihrer Welt angemessen ist und somit zur Bedürfnisbefriedigung führt. Zu den spezifischen Bedingungen ihrer Welt gehören auch die Sanktionen der Normalität. Sie werden nicht als Widerspruch erlebt, sondern als einzuplanende Rahmenbedingung.

Bei diesen Jugendlichen, so auch bei *Achim*, spielen häufig Heimaufenthalte eine große Rolle. Bevor *Achim* mit sechs Jahren zum Schutz vor dem schlagenden Vater für längere Zeit in ein Heim kam, war er mehrfach aufgrund der vom Vater zugefügten Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert worden. Für *Achim* besaßen diese Institutionen schon bald einen doppelten Charakter. Zum einen bedeuteten sie Schutz vor dem Vater, zum anderen war er hier von seiner Mutter getrennt, die er weiterhin der Brutalität des Vaters ausgeliefert sah. Schon früh leitete er für sich daraus der Auftrag ab, die Mutter vor dem Vater zu retten. Er war zwischen diesem Auftrag und der Erfahrung, in der Gegenwart des Vaters nur noch Opfer zu sein, hin- und hergerissen. Im Heim erlebte er im Gegensatz zu seinem Zuhause ihn stützende Personen und Strukturen. Sie waren für ihn primär Ressourcen. Von Zeit zu Zeit entzog er sich diesen Strukturen, lebte auf der Straße oder

war zu Hause. Er wurde auffällig und ging, wie er betonte, freiwillig für eineinhalb Jahre ins „Schwer-erziehbarenheim“. Nach der Wiedervereinigung, *Achim* war jetzt 14, bekam er eine Wohnung zugewiesen. Im selben Jahr wurde er zum ersten Mal wegen Autodiebstahls kurzfristig inhaftiert. In den folgenden drei bis vier Jahren beging er mehrere Gewaltstraftaten, die ihm zwei Jahre Haft einbrachten.

Für wichtige Aspekte von *Achims* Selbstkonzept gab es jeweils sowohl individuelle als auch institutionelle Repräsentanten. In Gegenwart des Vaters erlebte er sich umfassend als handlungsunfähiges Opfer. Schon früh hatte er gelernt, dass das Krankenhaus der Ort für Opfer ist. Auch seine Mutter lag häufig im Krankenhaus. Sie war an den Rollstuhl gebunden und hatte offensichtlich epileptische Anfälle. Das Krankenhaus bot aber auch die Möglichkeit, mit der Mutter außerhalb der Wohnung in Kontakt treten zu können. Der Vater war für ihn unberechenbar und seine Gewalt nicht nachvollziehbar. Die ständige Ungewissheit war ein zentrales Thema seiner Ohnmacht. Nicht nur, dass ihm die Mittel fehlten, sich effektiv zur Wehr zu setzen. Ihm fehlte auch das Verständnis dafür, wann und warum der Vater sich wie verhielt. Institutionell wird die Welt des Täters durch das Gefängnis repräsentiert. So versuchte *Achim* mehrfach vergebens, eine Inhaftierung des Vaters zu bewirken. Gegen dessen Macht konnte aber selbst die Polizei anscheinend nichts ausrichten. Dass er durch die eigenen Gewalttaten seinem Vater ähnelte, war für *Achim* ein schwer auszuhaltender Widerspruch.

In *Achims* Erzählungen tauchten als signifikante Personen neben den Eltern immer wieder Vertretende von Institutionen auf. Es waren Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die ihn hinsichtlich der Vorgehensweise gegen den Vater berieten oder auch Ärzte, mit denen er über seine Mutter und über seine eigenen Krankheiten reden konnte. Aber besonders wichtig war sein Anwalt. Dieser erschien ihm als ausgesprochener Experte des Rechtssystems. Wie der Vater schien er fast allmächtig. Im Gegensatz zu diesem setzte er seine Macht aber für *Achim* ein. Der Anwalt kannte nicht nur die Anforderungen der Normalität, sondern hatte auch für die Welt des Opfers volles Verständnis. Er entwickelte aus *Achims* Notlage ein Persönlichkeitsbild, das diesen entlastete und dem *Achim* zustimmen konnte: „Hat die Gründe aufjenannt, warum. Hat das erzählt mit mei'm Elternhaus, wie ich aufjeweachsen bin. So, und da hat der Anwalt auch eiskalt jesacht jehabt: ‚Logisch, dass er draußen brutal wird ..., denn er kennt das nicht anders‘.“

Wie *Achim* ging auch der Anwalt davon aus, dass das Gefängnis als Ort von Tätern für seinen Mandanten nicht angemessen ist. Sie waren sich einig, dass *Achim* in die Psychiatrie gehört. *Achim* war unbestritten ein Gewalttäter, aber seine Taten leiteten sich aus *Achims* „Anfällen“ ab, die denen der Mutter ähnelten und ihn wiederum mit dem Opfersein der Mutter identifizierten. Mit Hilfe des Anwaltes gelang es *Achim*, Opfer- und Tätersein zu integrieren und die Psychiatrie als die angemessene Institution zu verstehen. Hier würde ihm geholfen werden. Außerdem meint er, die Ressourcen dieser Institution viel besser für sich nutzen zu können. Bei allen Institutionen, sei es das Krankenhaus, das Kinderheim, der Werkhof, das Gefängnis oder auch die Psychiatrie, steht die Abweichung im Vordergrund. Sie waren *Achims* Zuhause geworden. Mit ihren klaren Strukturen standen sie seinem Leben auf der Straße gegenüber. Beide Elemente gehörten für ihn zu seiner Welt fernab der Normalität.

Dieses Leben abseits der Normalität wurde infrage gestellt, als er die Mutter eines Kumpels kennenlernte. Diese nahm *Achim* als Pflegekind an und er genoss die Fürsorge in der neuen Familie. Er schmiedete Pläne, seine leibliche Mutter auch bei der Pflegemutter unterzubringen. Aber die Pflegemutter erwartete von ihm, dass er seine Handlungen im Sinne der Normalität interpretierte und an deren Normen ausrichtete. Am deutlichsten drückte sich das in dem Lebensentwurf aus, den sie für *Achim* darlegte. Sie unternahm alles für eine schnelle Haftentlassung. So schrieb sie der Richterin, dass er bei ihr wohnen könne, dass er „feste Vorsätze“ habe, aber auch, dass sie ihm einen Arbeitsplatz besorgt und er versichert habe, „dass ich draußen anständig werden will“. Dieser Entwurf stand jedoch im Widerspruch zu *Achims* tatsächlichen Plänen: „Vor allen Dingen, sie wusste das. Sie weiß, was ich normalerweise vorhabe. Aber, jetz' hat se's nochmal reingeschrieben jehabt“ (holt tief Luft). Sein Lebensentwurf war von der Frage bestimmt, wie er seinen Vater aus dem Weg räumen beziehungsweise seine Mutter retten konnte und welche Institution für ihn angemessen war. Die Suche nach einem Arbeitsplatz spielte da keine Rolle. Im Gegensatz zum Anwalt versuchte die Pflegemutter, ihn über den Graben in die Normalität zu ziehen, ein Schritt, den er nicht mitmachen wollte und konnte.

Gewalt spielte in *Achims* Leben eine große Rolle. Primär erlebte er sie als Opfer und litt darunter. Seine eigene Gewalt schilderte er ausführlich als eine Form des unkontrollierten Anfalls. Dabei ging es nicht um eine Legitimation vor der Normalität, sondern um

die Distanzierung von der Gewalt des Vaters. Bei aller äußeren Ähnlichkeit lag seine Gewalt für ihn in seiner angenommenen Epilepsie begründet und nicht in der männlichen brutalen Allmacht. Er hatte wichtige Normen gebrochen und bedurfte daher einer Sonderbehandlung, aber er war nicht kriminell, sondern krank. Den gewalttätigen Anfällen versuchte er dementsprechend mit Selbstsuggestion und Medikamenten zu begegnen.

Charakteristische Lebensläufe für diesen Typus beginnen häufig in Herkunftsfamilien, die als auffällig und problematisch gelten. Zum Schutz der Kinder beziehungsweise um im Sinne des Staates bessere Sozialisationsbedingungen zu ermöglichen, folgt schon früh eine Heimeinweisung. Hier trifft er auf Personen, die Handlungen in wesentlichen Aspekten anders interpretieren als die Eltern. Eine eindeutige Generalisierung im Sinne von „man verhält sich so“ ist nicht möglich. Die Jugendlichen haben den Bruch erlitten und müssen den Wechsel und die Gleichzeitigkeit der widersprechenden Welten schon früh koordinieren. Je mehr sie aber zum Beispiel in der Schule in Kontakt zu anderen Kindern kommen, desto wichtiger wird die Gemeinsamkeit dieser sich widersprechenden Welten: Beide werden mit dem Rand der Gesellschaft identifiziert. Ob sie sich nun als Teil der stigmatisierten Herkunftsfamilie oder als Bewohnende der Institution für Außenseiter präsentieren – sie sehen sich in erster Linie als außerhalb stehend. Die Vorstellung des schicksalhaft zugewiesenen Sonderweges außerhalb der Normalität wird zu einem zentralen Merkmal des Selbstbildes.

Die Institutionen, zu Beginn noch als Schutzraum gedacht, bekommen einen immer stärkeren Sanktionscharakter: Aus den Heimen werden langsam Werkhöfe, dann Untersuchungshaft und am Ende der Regelvollzug. Die Jugendlichen erleben dies nicht als Widerspruch, sondern als Differenzierung auf dem Sonderweg. Sanktionen durch die Normalität sind Teil dieses Weges und destabilisieren ihn nicht. Dies gilt auch im äußeren Konflikt. Aber während sich hier die Koordinaten an die Vorstellungen des Klassenkampfes anlehnen, gilt in der akzeptierenden Distanz eher das auf Separation aufbauende Kastensystem. Während in den Konflikttypen der ständige Bezug zur Normalität zentral ist, gilt hier, sich in der schicksalhaften Verortung zurechtzufinden, ohne sich rechtfertigen zu müssen. Wie beim inneren Konflikt liegt ein hoher Grad der Individualisierung vor, aber im Gegensatz zu diesem Typ wird nicht versucht, die Normalität ins Selbstbild zu integrieren. So litt *Achim* zwar unter seinen Lebensbedingungen, aber der Kontakt zur Normalität hätte

ihn destabilisiert. Die Eindeutigkeit wäre dahin und er wäre entsprechend dem inneren Konflikt von Ambivalenzen zerrissen gewesen.

Wie in der ausblendenden Distanz wird die Eindeutigkeit der Verortung über die Distanz zur Normalität erreicht. Hier wird versucht, die primäre Sozialisation auszudehnen. In der akzeptierenden Distanz fehlt die Gewissheit der primären Sozialisation. Die Jugendlichen haben schon sehr früh lernen müssen, zu differenzieren und sich zu positionieren. Sie können nicht ausblenden, sondern sind für ihren Weg in der Nische darauf angewiesen, Experten der jeweiligen Situation zu werden. Im Gegensatz zu allen anderen Typen leben diese Personen in der Vorstellung, dass sie nicht viel zu verlieren haben. Dies gibt ihnen die Möglichkeit, sich auf ihren konkreten Nutzen zu konzentrieren. *Blinkert* sieht bei solchen Straftätern eine „nutzen-kalkulierende Haltung gegenüber Normen, eine utilitaristische Einstellung und letztlich auch die Möglichkeit, ein illegitimes Verhalten als eine rationale und effektive Konfliktlösung zu betrachten“ (*Blinkert* 1988, S. 403). „Streng genommen sind diese Kinder gar nicht ‚abweichend‘. Es scheint vielmehr, dass sie in einer fatalen Weise überangepasst sind: an Mobilitäts- und Flexibilitätserfordernisse unserer Gesellschaft“ (*ebd.*, S. 405).

Auch die eigene Gewalt hat in diesem Typ einen ausgeprägten instrumentellen Charakter. Wie Diebstahl und Einbruch wird sie häufig genutzt, um an Geld zu kommen. Wo sie als Spaß definiert wird, kann sie auch durchaus in diesem Sinne angewandt werden. Grundsätzlich gilt, dass zwar die Sanktion der Normalität bei der Ausübung der Gewalt mit einkalkuliert werden muss, aber eine Legitimation gegenüber der Normalität nicht notwendig ist. Abgeschnitten von den gesellschaftlichen Ressourcen sehen sich die Jugendlichen der Normalität auch nicht verpflichtet. Einflussnahmen von außen können nur an dem Nutzenkalkül ansetzen. Aber was kann eine Resozialisierungsmaßnahme schon bieten, damit es sich für diese Personen lohnt, die grundsätzlichen Koordinaten der akzeptierenden Distanz aufzugeben? Das Beispiel von *Achim* und der Pflegemutter zeigt, wie schwer dies ist.

Einordnung

Ist ein Fernbleiben von der Schule tatsächlich eine „Verweigerung“? Verfestigt eine entsprechende Sanktion die Stigmatisierung oder wird sie als Integrationsangebot angenommen? Es gibt keine allgemeingültigen Antworten. Ein kurzer Blick auf die Typen zeigt, wie unterschiedlich dieselbe Verortung außerhalb einer Normalitätsgrenze interpretiert wer-

den kann. Während sich *Stefan* im Sinne des inneren Konfliktes durchaus einen guten Abschluss wünschte, war für *Achim* im Sinne der akzeptierenden Distanz die Schule unangemessen und überflüssig. Er hatte längst im kriminellen Milieu Fuß gefasst und benötigte weder die Schule noch eine Berufsausbildung. *Jack* litt im Sinne der ausblendenden Distanz unter den ihn überfordernden Ansprüchen. Er musste auf Distanz zur Schule gehen, damit die eigene Orientierung nicht irritiert wurde. Nicht die Schule war für ihn das Problem, sondern die nicht integrierbare Fremdheit der dort herrschenden Ansprüche. *Oskar* verweigerte sich im Sinne des äußeren Konfliktes der Schule. Wie alle Institutionen der Normalität erlebte er sie als Angriff auf sein Skinheadsein. Er entschied sich gegen die Schule und für die Szene. Was für *Stefan* ein Angebot sein konnte, war für *Oskar* eine Kampfansage und für die Distanztypen bestenfalls eine unverständliche Aktion.

Die vorgestellte Typisierung erlaubt keine Aussage darüber, wie häufig die unterschiedlichen Typen auftreten. Sie bietet aber einen möglichen Verstehenszugang. Dieses Wissen kann mit darüber entscheiden, wie erfolgreich die eigene Arbeit mit entsprechenden Jugendlichen ist. Typen werden auf der Basis von biographischen Erzählungen generiert. Sie charakterisieren aber nicht die Biographien, sondern einen bestimmten Aspekt, der auch in den geschilderten Biographien von Bedeutung ist. So gibt es selbst bei Jugendlichen wie *Oskar* Ausgrenzungserfahrungen, die nicht im Sinne des äußeren Konfliktes interpretiert werden. Die Maßregelungen der Mutter interpretierte er zum Beispiel über lange Zeit im Sinne des inneren Konfliktes. Typen beschreiben Interpretationen, nicht Menschen. Es gilt, diese Muster zu erkennen und dementsprechend mit den Personen umzugehen. Demzufolge hat die Typisierung der Ausgrenzungsbearbeitung aber auch den Anspruch, unabhängig von biographischen Besonderheiten anwendbar zu sein. Sie gilt da, wo Menschen sich als außerhalb einer Normalitätsgrenze verorten. Dies trifft bei den gewaltkriminellen Jugendlichen in Ostdeutschland in der Nachwendezeit sehr umfassend zu, ist aber nicht an diese Situation gebunden. Fernbleiben von der Schule, Drogenkonsum, Mitgliedschaft in bestimmten Jugendkulturen, materielle Armut und so weiter können ebenfalls wichtige Merkmale sein.

Neben der Frage, wie die jeweiligen Ausgrenzungserfahrungen interpretiert werden, steht immer auch die Frage, wie wichtig diese Erfahrung für die Jugendlichen ist. Welchen Stellenwert nimmt sie in der Biographie ein? Je weiter der Stigmatisierungsprozess

vorangeschritten ist, desto wichtiger sind die Typisierungen zum Verständnis der Personen. Aber gerade aufgrund der Kenntnis der Typen kann es sinnvoll sein, eben nicht mit den Ausgrenzungserfahrungen zu arbeiten. Die Typen stehen in einem nicht aufzulösenden Spannungsverhältnis zu den Biographien der Jugendlichen (*Diedrich* 2003, S. 45-49). Sie zeigen die Möglichkeiten und Schranken des Umgangs mit diesen Grenzen auf. Eine soziologische Studie kann die Typen zur Orientierung anbieten. Die konkrete Umsetzung im Einzelfall liegt im Kompetenzbereich der Sozialen Arbeit. Dieser Bereich wird aber in allen Typen der Normalität zugeordnet. Dies weist noch einmal darauf hin, dass jede Grenze zwei Seiten hat. Die Kenntnis der Bedeutung der Grenze für die Ausgegrenzten ersetzt nicht die Beschäftigung mit der Bedeutung der eigenen Grenzarbeit.

Welche Bedeutung hat es für mich als Sozialarbeiter, mit Jugendlichen zu arbeiten, die sich zum Beispiel jenseits der durch Kriminalität definierten Grenze der Normalität befinden? Welche Typen ermöglichen mir welche Interventionen? Bei welchem Typ will ich was erreichen? Welche Bedeutung hat es, zu hören, dass so ein Jugendlicher beispielsweise ein ausgesprochen positives Selbstbild hat? Geht es darum, die Grenze aufzuweichen, die Jugendlichen in die Normalität zu integrieren, die Grenze zu stabilisieren, oder ...? Die Grenze wird in Zusammenarbeit mit der anderen Seite gebildet oder auch aufgelöst. Die Kenntnis der vier Typen der Ausgrenzungserfahrung bietet eine Möglichkeit, diese Arbeit effektiv zu gestalten.

Literatur

- Blinkert**, Baldo: Kriminalität als Modernisierungsrisiko? Das „Hermes-Syndrom“ der entwickelten Industriegesellschaften. In: Soziale Welt 4/1988, S. 397-412
- Diedrich**, Ingo: Harry – eine Biographie. In: www.orgonomische-sozialforschung.de/Jugend_Gewalt_Harry.htm 2001
- Diedrich**, Ingo: Aus-einander-setzung mit Gewalt. Eine organisch funktionalistische Betrachtung. In: www.orgonomische-sozialforschung.de 2003
- Findeisen**, Hans-Volkmar; Kersten, Joachim: Der Kick und die Ehre. München 1999
- Goffman**, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main 1975
- Meyer**, Anja: Qualitative Forschung in der Kriminologie. Die Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt. Frankfurt am Main 2001
- Rössner**, Dieter; Diedrich, Ingo; Meyer, Anja: Die Hallesche Biographiestudie zur Jugendgewalt. Zu den Grenzen der Zivilisation. In: DVJJ-Journal 4/1997, S. 407-413
- Schütze**, Fritz: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen 1995, S. 116-157